

Vorrede des Herausgebers.

Seitdem Kopernikus und Bruno den Himmel weggenommen und an seine Stelle den unendlichen Raum mit seinen Fixsternen und Planeten gesetzt hatten, war eine mit den Resultaten der Wissenschaft zusammen bestehende religiöse Auffassung des Daseins unmöglich geworden, und man hatte nur die Wahl, entweder seine Religion der wissenschaftlichen Überzeugung, oder seine wissenschaftliche Überzeugung der Religion aufzuopfern, — bis Kant kam, den ganzen unendlichen Raum mit allem, was er enthielt, als die bloße Form erwies, in welcher wir die Dinge vorstellen, nicht, in welcher sie als Dinge an sich sein mögen. Hatte Kant das Ding an sich für unerkennbar erklärt, so beschritt Schopenhauer den einzig möglichen Weg zu seiner Ent-rätselung, indem er sich darauf besann, daß wir der Natur nicht nur erkennend gegenüberstehen, sondern auch, vermöge unserer Leiblichkeit, einen Teil von ihr bilden, somit jenes große Geheimnis des Dinges an sich in uns tragen und in unserem Innern irgendwie werden erfassen können. Freilich ist dasjenige, als was die äußere Körperbewegung in Raum,

Zeit und Kausalität sich von innen darstellt, noch nicht das Ding an sich selbst, sondern nur das Ding an sich, wie es sich, auseinandergezogen in der einzigen Form der Zeitlichkeit, darstellt als ein Wollen. Könnten wir von diesem Wollen auch noch die letzte Erscheinungsform der Zeit abstreifen, so würden wir das von allen subjektiven Vorstellungsformen, von Raum, Zeit und Kausalität befreite Ding an sich als den Willen übrig behalten. Dann würden wir freilich noch etwas ganz anderes gewahren, nämlich nicht bloß das Wollen, den in der Zeit, als erster Grundform des empirischen Daseins, erscheinenden Willen, sondern auch sein Gegenspiel, das Nichtwollen, welches die Religionen in ihrer Bildersprache als Reich Gottes, Himmelreich, Brahmanwelt, Nirvānam usw. ausmalen, während die Philosophie sich damit begnügen muß, dieses Nichtwollen da, wo es innerhalb der empirischen Welt und im Widerspruche mit ihren Gesetzen zum Durchbruche kommt, als das moralische, d. h. selbstverleugnende Handeln zu erkennen und in ihm eine Bürgerschaft zu haben dafür, daß unser wahres Wesen und unsere höchste Bestimmung nicht in der zeitlichen, empirischen Existenz liegt, sondern in dem, was uns erst zugänglich wird, wenn und in dem Maße, wie wir diese ganze empirische Realität auf dem Wege des moralischen Handelns von uns abgeschüttelt haben. Dies ist der eigentliche Kern jeder tieferen Religion, und ihn aus der mythischen Hülle herausgeschält und auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut zu haben, das ist das unsterbliche Verdienst Kants und des großen Vollenders seiner Lehre, Schopenhauers.

Im Gegensatze zu der auf immer engere Kreise zusammenschrumpfenden Orthódoxie und zu den seltsamen Verirrungen, welche das mit ihr zerfallene und nach neuen Formen suchende religiöse Bedürfnis als Neobuddhismus, Theosophie, Monistenbund, Austreten aus der Landeskirche und ähnliche Modetorheiten gezeitigt hat, bietet der von Kant begründete und von Schopenhauer zu Ende gedachte Idealismus jetzt und für alle Zukunft den einzigen Weg, die unabweisbaren Forderungen der Wissenschaft mit den nicht weniger berechtigten Ansprüchen des religiösen Gemütes zu versöhnen.

In diesem Sinne dürfen wir es mit Freude und zuversichtlicher Hoffnung begrüßen, wenn unsere Schopenhauer-Gesellschaft, wie die stetig anwachsende Zahl ihrer Mitglieder und der Reichtum der auch für dieses Jahrbuch eingesandten Beiträge beweisen, mehr und mehr zu einem einflußreichen Faktor in dem Kulturleben der Gegenwart zu werden verspricht. Denn abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Beiträge, über welche wir dem Urteile des Lesers nicht vorgreifen wollen, haben sie in den drei erschienenen und den von der Zukunft zu erwartenden Jahrbüchern den Wert, auch noch den späten Enkeln zu zeigen, wie sich der Einfluß Schopenhauers von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt entwickelt und auf immer weitere Kreise des Vaterlandes und über seine Grenzen hinaus wird verbreitet haben. Den Glanzpunkt des gegenwärtigen Jahrbuches bilden natürlich die in ihm mitgeteilten eigenen Worte Schopenhauers selbst, bestehend teils in den wenigen vom

Untergang geretteten Fragmenten seines Briefwechsels mit Dorguth, teils in einer auf unsere Veranlassung und mit gütiger Einwilligung der Verlagsbuchhandlung von einem jüngeren Mitarbeiter veranstalteten Auswahl aus dem neunten und zehnten, die Vorlesungen Schopenhauers enthaltenden Bande unserer großen Gesamtausgabe. Denn wenn diese sich auch wohl schon in den Händen aller unserer Freunde befindet, so dürfte die hier veranstaltete Auswahl origineller, sei es dem Inhalte, sei es der Form nach, neuer Gedanken Schopenhauers jedem zum Bewußtsein bringen, welche bisher noch ungehobenen Schätze Schopenhauerscher Gedanken teils schon vorliegen, teils von den künftigen Bänden noch zu erwarten sind. Auch an den Mitteilungen aus Schopenhauers häuslichem Leben, welche wir einer noch lebenden Augenzeugin verdanken, wird kein Freund des Meisters teilnahmslos vorübergehen; ein größerer Teil derselben dürfte unseren Lesern schon bekannt sein, da er auf anderem Wege und ohne unser Vorwissen an die Öffentlichkeit gebracht wurde; aber erst hier erscheinen diese denkwürdigen Aufzeichnungen, durch neue Mitteilungen der Verfasserin vermehrt, vollständig und in zusammenhängender, aus den Manuskripten von uns hergestellter Fassung.

Einen weiteren Reiz verleihen unserm Jahrbuche das Jugendbild Schopenhauers und fünf Faksimilia, welche wir dem freundlichen Entgegenkommen von verschiedenen Seiten her verdanken. So begegnen uns auf der inneren Seite der vorderen und hinteren Einbanddecke eine Anzahl goethescher, von Schopenhauers Hand auf den inneren Einbanddeckeln

seines Handexemplars von Goethes Gedichten aufgezeichneter Verse; ihre Faksimilia hat unser Schatzmeister, Herr Arthur von Gwinner, der Besitzer jenes Handexemplars, in treuer Nachbildung anfertigen lassen und unserm Jahrbuche zum Geschenk gemacht. Was Schopenhauer veranlaßte, gerade diese Gedanken Goethes nochmals mit eigener Hand aufzuzeichnen, ist aus dem Inhalte leicht ersichtlich.

Dem Titelblatt gegenüber finden wir das bekannte Jugendbild aus Schopenhauers 21. Jahre, über welches das Nähere nachzulesen ist in Wilhelm von Gwinners vortrefflicher Biographie, III. Aufl. S. VIII der Vorrede. Die mit gütiger Erlaubnis des Verfassers für unser Jahrbuch hergestellte Reproduktion ist ein Geschenk der Verlagsfirma F. A. Brockhaus. Ferner hat Herr Geheimrat Wilhelm von Gwinner aus dem reichen Schatze seiner Schopenhauerhandschriften mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit uns zehn für unsere Zwecke geeignete Stücke zur Verfügung gestellt, von denen wir für den gegenwärtigen Jahrgang drei auswählten; ihre Faksimilierung verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Verlagshauses F. A. Brockhaus.

Das erste Stück (auf S. VIII dieser Vorrede) stammt aus einem Briefe Schopenhauers an seine Mutter vom Jahre 1807, und somit aus einer sehr bewegten Zeit, worüber wir aus von Gwinners Biographie (S. 40—41) folgende Stellen entnehmen: „Während die Mutter sich mitten unter den Schrecken des Kriegs eine neue Existenz schuf, saß der Sohn in anderer, tieferer Not an dem verhaßten Kontorpult. Immer heftiger tobten in ihm die Anfechtungen zwischen

innerm Beruf und äußerlicher Pflichttreue, bis sie allmählich den Charakter tiefster Melancholie annahmen . . . An sich selbst verzweifelnd, ließ er den Riß in seinem Innern nur in schwermütigen Reflexionen in den Briefen an die Mutter durchblicken. Diese hatte ihm in lebendiger, farbenreicher Darstellung die Plünderung Weimars, ihr entschlossenes, den Andern vorangehendes, anfeuerndes Eingreifen zur Linderung des Elends der Verwundeten und Beraubten geschildert . . . Da ergreift der Sohn das willkommene Thema zur Variation und schreibt an die Mutter:

Vergessen überstandner Verzweiflung.

(Aus einem Brief an meine Mutter.)

Dies ist ein so seltsamer Zug der menschlichen Natur: man würde dergleichen nicht glauben wenn mans nicht sähe. Herrlich hat Tieck es ausgedrückt in ohngefähr den Worten: 'Wir stehn u. jammern u. fragen die Sterne wer je unglücklicher gewesen als wir; indeß hinter unserm Rücken schon die spottende Zukunft steht, u. lacht über den vergänglichen Schmerz des Menschen'. — Aber gewiß, es soll so seyn: nichts soll Stand halten im vergänglichen Leben, kein unendlicher Schmerz, keine ewige Freude, kein bleibender Eindruck, kein dauernder Enthusiasmus, kein hoher Entschluß der gelten könnte fürs Leben. Alles löst sich auf im Stroh der Zeit. Die Minuten, die zahllosen Atome von Kleinigkeiten, worin jede Handlung zerfällt, sind die Würmer die an allem Großen u. Kühnen zehren u. es zerstören. Das Ungeheuer Alltäglichkeit drückt alles nieder was emporstrebt. Es wird mit nichts Ernst im Leben: weil der Staub es nicht werth ist.

Vangasten i laständans Vargenistling.
(Hans minn bärst an minns minns.)

Det är en so fullsammar Zög dan
manuslofer natan: man sanna dan
ylänken nytt glöden sanna man's upp
fäst. Landet sat vid so aury adanid
in sngafäst dan Warden: so is
pasta in jansen in fragnu die Mann
sanna ja ungtärlifan gavvapan als
voss; indast fistan nufpann Rindan
sjan die jottanda Zi künft past, a.
Lust ihon dan vengänglifan Pefmarz
dan manuslofer - Ahon garrif, so fäst
so faga: nicht fäst Wad falken in
vengänglifan Labou. Ein unantlifas
Pefmarz, Ein unvige frants, Ein
blai kaudan fird and, Ein danndand
Lust firdand, Ein fustan Lustfäst
Das falken Einnto fants Labou. All
Lust fird and in Pefmarz dan fird. Die
Minitan, die zafstafan Alais van
Kleinungkaten, sanna janta fardling
zafstalt, sind die Wagnan die an allan
Lagnan in Pefmarz ^{zitan} sanna in. as garr
fönan. Das Lagnandis Alltänglifant
Dannt allas minas voss sngafäst. so sind
mit nicht fust in Labou: mit das Pefmarz

as night work. Was full of
sixty handspans, his
pencil on paper.

Life is a jest and all things show it,
I thought so once and now I know it.

January 1807

Was sollten auch ewige Leidenschaften, dieser Armseeligkeiten wegen.

Life is a jest and all things show it
I thought so once and now I know it.“

— Diese Verse bilden die bekannte Inschrift unter dem Bilde des Dichters John Gay (1685—1732) im Poet's Corner der Westminster Abbey; sie stammen aus einem Briefe John Gay's an seinen Freund Alexander Pope, welcher berichtet, daß Gay gewünscht habe, daß diese Worte, welche seine Lebensauffassung ausdrückten, auf seinen Grabstein gesetzt würden (Pope's Correspondence II, 436). Die Inschrift in der Westminster Abbey hat wirklich, wie ich mich oft überzeugt habe, die Lesart *thought*, und doch kann ich den Gedanken nicht los werden, daß sie vielleicht auf einem alten, möglicherweise schon in Gay's Brief vorliegenden „Schreibfehler beruht. Denken und Wissen sind kein guter Gegensatz, und viel treffender wäre der Gedanke, wenn wir lesen dürften:

I taught so once; but now I know it.

Daß das Leben nur ein Possenspiel sei, hatte Gay vormals, als er lebte, in seinen Komödien gelehrt, aber erst jetzt, nachdem er tot ist, weiß er es, daß es nichts weiter gewesen ist.

Das zweite Faksimile (auf S. 72 unseres Jahrbuchs) besteht in dem einzigen von Schopenhauer vorhandenen Liebesgedicht, welches sich nach von Gwinner auf die Schauspielerin Jagemann bezieht, von der er Seite 105 berichtet: „Persönlich angezogen fühlte er sich nur von einer Person, außer Goethen, von der Schauspielerin Karoline Jagemann. Dieses Weib, gestand er einst seiner Mutter, . . . würde ich heimführen

und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände. Übrigens war sie 10 Jahre älter als er. Sein einziges Liebesgedicht, aus dem Winter 1809, war von ihr eingegeben. Sie hat ihn, als Frau von Heygendorf, noch in Frankfurt besucht, bei welcher Gelegenheit er ihr die damals (1834) eben erfundene Parabel von der Gesellschaft der Stachelschweine (Parerga II, § 396) mitteilte, woran sie große Freude gehabt habe“.

Das Gedicht lautet:

Der Chor zieht durch die Gassen,
Wir stehn vor deinem Haus:
Mein Leid würd' mir zu Freuden,
Sähst du zum Fenster aus.

Der Chor singt auf der Gasse,
Im Wasser und im Schnee:
Gehüllt im blauen Mantel
Zum Fenster auf ich seh.

Die Sonne hüllen Wolken:
Doch deiner Augen Schein,
Er flößt am kalten (trüben) Morgen
Mir Himmelswärme ein.

Dein Fenster hüllt der Vorhang:
Du träumst auf seidnem Pfühl,
Vom Glücke künftger Liebe.
Kennst du des Schicksals Spiel?

Der Chor zieht durch die Gassen;
Vergebens weilt mein Blick;
Die Sonne hüllt der Vorhang:
Bewölkt ist mein Geschick.

Das dritte, am Schluß unseres Jahrbuches zu findende Faksimile enthält die Anmerkung Schopenhauers zu Kants Lehre vom intelligiblen und empirischen Charakter, wie sie in der Ethik (Bd. III, S. 648 unserer Ausgabe) aufgenommen worden ist. Freilich sind weder Platon und Porphyrius noch selbst Kant und Schopenhauer bis zur vollen Klarheit in dieser wichtigsten aller Fragen gelangt. Nach Platon waren wir vor unserer Geburt frei, während wir nach unserer Geburt dem freigewählten Charakter gemäß mit Notwendigkeit handeln müssen. Das wäre richtig, wenn wir nur vor unserer Geburt Ding an sich, nach unserer Geburt aber nicht mehr das kausalitätslose, mithin freie Ding an sich, sondern bloße Erscheinung wären. So gewiß aber wir in jedem Augenblicke unseres Lebens nicht nur Erscheinung, sondern zugleich Ding an sich sind, so gewiß steht uns in jedem Augenblicke und bei jeder Handlung die Möglichkeit offen, uns auf unsere an sich seiende Natur zurückzuziehen, worin eben das moralische, die ganze empirische Existenz verleugnende Handeln besteht. — Wenn ferner Kant und Schopenhauer dem intelligiblen Charakter Freiheit und dennoch eine bestimmte Qualität zuschreiben, so ist dies ein Widerspruch. Was eine Qualität hat, ist durch diese an ein bestimmtes Handeln gebunden. Soll der intelligible Charakter frei sein, so ist er weder gut noch böse, hat noch gar keine Eigenschaften, sondern gebiert erst aus sich die Qualitäten, die den empirischen Charakter ausmachen. In Wahrheit ist unser intelligibler Charakter unsere an sich seiende, freie, qualitätslose, göttliche Natur, welche in jeder moralischen Handlung zum Durchbruch gelangt

und unsere ganze empirische, an unsere Qualitäten gebundene Natur aufhebt und verneint.

Die Verneinung des Willens zum Leben ist nicht, wie es nach Schopenhauer scheinen kann, ein einmaliger Akt, sondern tritt in jeder, auch der kleinsten moralischen Handlung in die Erscheinung; sie ist die bei jeder Handlung bestehende Möglichkeit, uns von der Mâyâ der Erscheinungswelt loszusagen und auf unsere ewige, freie, göttliche Natur zurückzuziehen, — ist die, in jedem Augenblicke unseres Lebens offenstehende, Pforte der Erlösung.

Ein beachtenswerter Aufsatz unseres Jahrbuches hofft von der Zukunft eine Synthese von Kants kategorischem Imperativ, Schopenhauers Verneinung und Nietzsches Bejahung. Als mir Nietzsche einmal in Basel sagte: „Ich will nicht Verneinung, sondern Veredelung der Bejahung“, entgegnete ich ihm: „Deine Veredelung der Bejahung kommt der Sache nach wesentlich mit dem überein, was wir Verneinung nennen.“ Was ferner die Ethik Kants und Schopenhauers betrifft, so bedarf es hier keiner Synthese, sondern nur eines Zurückgehens auf den in der Natur der Dinge liegenden Einheitspunkt, um einzusehen, daß beide Denker recht behalten und sich nur scheinbar widersprechen, wie ich dies in meiner Abhandlung über den kategorischen Imperativ zu zeigen versucht habe.

— Schopenhauers Lehre ist so sehr ein reiner Spiegel der Wirklichkeit, so ganz aus der Natur geschöpft, daß man bei Schwierigkeiten nur der Natur nachzugehen braucht, um die Lösung zu finden. Unlösbar sind diese Schwierigkeiten

und scheinbaren Widersprüche nur für den, welcher nur von außen an das System herantritt, wie dies der Fall in so vielen Darstellungen von Schopenhauers Lehre ist, welche weder dem Tiefsinn seiner Gedanken, noch auch der heroischen Größe seines Charakters gerecht zu werden vermögen. Mit diesen Kritikern des Meisters Abrechnung zu halten, dürfte zu den wichtigsten Aufgaben unserer Gesellschaft gehören, und so begrüßen wir mit Freude die Preisaufgabe, über welche auf unserer Seite XIV das Nähere zu ersehen ist.

Schließlich möchten wir nicht unterlassen, dem Frankfurter Ortskomitee, bestehend aus unserm Schatzmeister, Herrn Arthur von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, M. d. H., Herrn Geheimen Kommerzienrat Otto Braunfels, Geheimen Konsistorialrat Dr. Friedrich Ebrard, Bankdirektor a. D. Hermann Maier, Dr. Karl Gebhardt und Diplom-Ingenieur Ernst Hiller, deren vielfachen Bemühungen und großer Opferfreudigkeit es zu verdanken ist, daß die zweite, zu Frankfurt a. M. im Mai 1913 anberaumte Generalversammlung einen nicht nur harmonischen und erhebenden, sondern auch äußerlich glänzenden Verlauf genommen hat, auch an dieser Stelle unsern herzlichsten Dank auszusprechen.

Kiel, im Februar 1914.

PAUL DEUSSEN.